

Ein Sturm im Glas Eglisauerwasser

Autor(en): **Pestalozzi, F.O.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Taschenbuch**

Band (Jahr): **55 (1935)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-985637>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Ein Sturm im Glas Eglisauerwasser.¹⁾

Von F. O. Pestalozzi.

Sonntags, den 21. April 1776, gab es ein aufgeregtes Zusammenstecken der Köpfe bei den Zürcher Bürgern, welche nach der Morgenpredigt auf der untern Brücke ihre gewohnte Promenade machten. Jeder neu Hinzutretende wußte der herumlaufenden, ernstern Neuigkeit wieder irgend eine Einzelheit beizufügen, und die schon länger Schwachenden überboten sich in Vermutungen. Was war denn geschehen, das die sonst so ruhige Bürgerschaft dermaßen aufregte?

¹⁾ Herr Pfarrer H. Brassel in Eglisau hat die betreffenden Geschehnisse im Feuilleton der „Neuen Zürcher Zeitung“, Nr. 830, vom 3. Mai 1931, auf Grund einer einzelnen, spätern Quelle (J. C. Voegeli, Geschichte der Stadt Zürich, siehe die Anm. 9 auf S. 141) erzählt. Durch die Beziehung des vollständigen Quellenmaterials scheint sich uns die heitere „Anekdote“ zum „Zeitbild“ zu erweitern, und damit die Gesamtdarstellung im „Zürcher Taschenbuch“ auch ihre Rechtfertigung zu erhalten. Herrn Pfarrer Brassel sei für verschiedene wertvolle Hinweise Dank gesagt.

Wir erfahren es aus dem „Zeitbuch“ des Präzeptors David von Moos.²⁾

In der Nacht vom 20. auf den 21. April war um Mitternacht auf dampfendem Pferd der Knecht des Landvogts Caspar Meyer von Knonau zu dessen Schwiegervater, dem Seckelmeister Heinrich von Orelli (dem spätern Bürgermeister) in der Stelze am Neumarkt angekommen, mit einem Eilbrief seines Herrn, der meldete, es sei ihm von befreundeter Seite Mitteilung von einem beabsichtigten Ueberfall auf das landvögtliche Schloß in Eglisau zugegangen, mit dem gleichzeitigen Rat, er solle auf den Sonntag jedenfalls die Wachen verdoppeln und weitere ihm angemessen scheinende Maßregeln treffen. Der Landvogt bat seinen Anverwandten, ohne Verzug Herrn Bürgermeister Heidegger von der bedrohlichen Angelegenheit in Kenntniss zu setzen, ihm die vorläufig getroffenen Abwehrmaßregeln mitzuteilen und um weitere Instruktionen zu bitten. Er habe sämtliche Gemeinde-Mannschaft aufgeboten, und den ihm befreundeten Nachbarpfarrer, Junker Hartmann Escher in Glattfelden, um Huzug gebeten. Von Moos fügt bei, Seckelmeister Orelli habe morgens 5 Uhr den Herrn Bürgermeister zur Erstattung der dringlichen Meldung wecken lassen, worauf dieser die getroffenen Maßregeln vorläufig gutgeheißen und im übrigen auf den Morgen, nach der Predigt, den Geheimen Rat zu einer Sitzung einberufen habe. So etwas Außergewöhnliches — mitten im tiefsten Frieden! — konnte natürlich nicht geheim bleiben, und die wildesten Gerüchte liefen bereits herum. Man denke sich! So nahe der Grenze! Und sofort eine Sitzung des Geheimen Rats! — Beim Mittagessen war der „Ueberfall“ bereits das Gespräch in allen Bürgerhäusern.

In den nächsten Tagen nahm aber die Sache eine ganze Wendung und zwar ins Komische. Ein „Spottvogel“ („Maurer Vogel“, sagen die Quellen übereinstimmend) ließ anonym unter der Hand ein Gedicht zirkulieren, das die Lösung des Ueberfall-Rätsels — nicht ohne ein paar eigene boshafte Zutaten — in

²⁾ Zentr.-Bibl.-Mstr. J 331. Es ist eine Art Tagebuch, in das der Präzeptor an der zürcherischen Volksschule, David von Moos (1729—1786), während den letzten 10 Jahren seines Lebens alle Memorabilia & Curiosa Tigurina aufgezeichnet hat, die ihm durch die Lokalblättchen und gute Freunde zugebracht worden sind.

epischer Breite dem Publikum servierte. An guter Aufnahme fehlte es ihm natürlich nicht. Ein paar Tage später folgte sogar noch eine zweite, vermehrte und in Einzelheiten veränderte Auflage, da der Dichter offenbar zuerst etwas sehr frei nach Geschwätz gearbeitet hatte und — nicht ohne Grund — gefunden haben mochte, seine Arbeit sei auch nach der poetischen Seite noch der Verbesserung fähig. Wir halten uns an diese zweite Auflage³⁾ und geben sie hier wieder, unter Kürzung einiger entbehrlicher Weitschweifigkeiten und nicht mehr verständlicher Seitenhiebe, um dann nachher unter Beziehung weiteren Materials den wirklichen Tatbestand herauszuschälen. Gleichzeitig werden sich dabei auch die an dem Streich als Handelnde und Leidende beteiligten Persönlichkeiten „aus der Parteien Haß und Gunst“ etwas besser herausheben lassen. Als Motto könnte der Shakespeare'sche Vers extra darauf gedichtet sein: „Viel Lärm um nichts, und was sich liebt, das neckt sich“. Nur zeigt sich dabei, daß eine Neckerei gelegentlich auch — „nebenaus“ geraten kann.

Der Überfall.

Eine Schweizerromanze.

In der Singweise: „Nein, vor dem aufgesteckten Hut“.⁴⁾

Nein! Vor ergrimmtter Mörderwuth
Und Feindesüberfahl
Fürcht sich kein Mann im Federhut,
Kein edler Vogt jehmal.

Horcht, was geschah zu Eglisau,
Wo dermal residirt
Vogt Caspar Meyer, dessen Frau
Mit ihm das Szepter führt.

³⁾ In dem Eglisauer Gemeindeblatt „Garbe“, Jahrg. II, Nr. 8, 1888, hat Pfr. Wild das Gedicht nach einer damals noch in Eglisau vorhandenen, vielleicht zeitgenössischen Abschrift — allerdings nicht ganz vollständig — veröffentlicht.

⁴⁾ Es ist die erste Zeile des damals vielgesungenen Tellenliedes: „Nein, vor dem aufgesteckten Hut, du Mörderangesicht (Geßler)! bückt sich ein Mann von Heldenmuth, bückt Wilhelm Tell sich nicht.“

Er fand — es war des Abends spat,
Am Tag des Nasenfangs —⁵⁾
Das Schreiben und den frommen Rath
Des Vater Danethan's.

Mir thut es herzlich leid, schreibt er,
Euch droht ein Ueberfall
Um Mittagszeit, dann in's Gewehr
Besetzt Thor und Wall.

Der Vogt denkt, was sein Freund da meint,
Wär eine Mörderbrut,
Wohl Aufruhr oder frömde Feind;
Da schwillt sein Heldenmuth.

Er setzt sich schnell vom Fuß zum Kopf
In krieg'rische Montur,
Nimmt die Perücke mit dem Bopf,
Und seine Armatur.

Ruft eilends Vogt und Richter her,
Geht, waffnet euch geschwind,
Denn ohne Schutz von oben her
Sind wir ein Raub der Find.

Die Posten werden ausgestellt,
Der Vogt selbst patrouilliert;
Weh dem, der gegen diesen Held —
Ihr Feinde! — kommandiert.

's ist billig, daß man großer That
Die Lorbeern früh bestellt,
Und die Gefahr der Vaterstadt
So bald als möglich meldt.

⁵⁾ Zu Rheinsfelden, im Gebiet der Vogtei Eglisau, fand bis 1798 im Monat April an einer bestimmten, zuvor abgedämmten Stelle des Glattbettes ein großer Nasen-Fang statt, der bisweilen bis zu 13 000 Stück dieser bekannten, allerdings den Forellen nicht gleichkommenden Fischart ergab und der zu den Einkünften des Landvogts gehörte. Der Tag wurde offenbar zum lokalen Volksfest; es wurde mit Böllern geschossen und Gäste fanden sich dazu ein. J. B. Bullinger hat die Szene in einem Stich verewigt. — Das Spottgedicht braucht den Ausdruck „Nasenfang“ natürlich in satyrischem Sinn.

Drum schreibt der Vogt noch in der Nacht,
Was ihm begegnet sey;
Auch was vor Anstalt er gemacht,
Und lobet alte Treu.

Schreibt auch ein Blatt voll Rinderlieb
Den Schwiegereltern sein,
Daß die Gefahr sie nicht betrüb,
Darin er wähnt zu seyn.

Sein Bott kam schon um Mitternacht,
Weil sein Pferd trefflich lief,
Für's Thor, und poltert, weil die Wacht
Im stolzen Frieden — schlief.

Doch endlich kommt ein Leutenant
In krieg'rischem Begleit
Von 3—4 Mann angerannt,
Zu sehn, was das bedeutet.

„Macht auf und stellt den Boten fein
Dem Bürgermeister für!
Macht auf!“ — schrie er — „wir sind dahin,
Der Feind ist vor der Thür“.

Der Bürgermeister liest und lacht,
Er merkt, wo's liegt, und wünscht
Dem Boten eine gute Nacht,
Dem Landvogt minder Dünst.

Des Boten Ankunft ward am Tag
Im Publikum bekannt,
Die Ursach aber für die Plag
Der Neugier nicht bekannt.

Doch komme, liebe Muse, komm
Nach Eglisau hinaus,
Wo ietzt ein Landvogt, klug und fromm,
Kämpft für Altar und Haus.

Dort war nunmehr das ganze Land
Auf vögtlichen Befehl
Durch den Provozen aufgemahnt,
Ran früh zur Waffentell.

Sag, Muse, nun, wer ist der Mann,
Den man sich hat erwehlt,
Und ihn heut unter Meyer's Fahn
In's erste Glied gestellt?⁶⁾

Er ist, sagt sie, von Adel alt,
Man sag' es, wo man will,
Gleicht auch an Haaren und Gestalt
Freund Donquichotte vil.

Bellona gab ihm jetzt den Speer;
Sonst in der Priester Zahl
Glänzt er als der Glattfelder Heer,
Dient heut als Corporal.

Zehn Mann und hundert schickt er gut
Dem Vogt zur Hilf herbey:
Er selbst bleibt im Hinterhut
Und halt den Rücken frey.

Der Vogt teilt ihre Posten aus,
Die Truppe ist voll Mut,
Und steckt von einem Hasenfuß
Feldzeichen auf den Hut.

Indeß, da dieses hier geschah,
Ran Botschaft über'n Rhein,
Daß alles im Gewehr sey da
Zufolg der Ordre sein.

Daß Posten und Detachement
Und Hasenwachten viel
Postiert sein, und im Logement
Nur — trinken in der Still.

⁶⁾ Junker Hartmann Escher (1720–1788), Pfarrer in Glattfelden seit 1753.

Daß man auch einen stummen Mann,
Weil er nicht Antwort gab,
Und ein Spion schien jedermann,
Kreuzweis geschlossen hab.

Daß man auch einen fremden Hund
Nach hoher Ordonanz,
Weil er dem Ruf nicht stille stand,
Geschossen in den Schwanz.

Nun kommt die Mittagsstund heran
Und mit ihr die Gefahr;
Die nach dem Brief von Danethan
Nun überm Haupte war.

Sie kommt; o Muse! steh mir bey,
Dich ruf ich treulich an,
Daß die Entwicklung glücklich sey:
Es kommt — ein Klostermann!

Ja Danethan's sein Herr und Fürst
Kommt jetzt vom Fahr daher,
Nicht etwa, wie du denken wirst,
Mit einem Kriegesheer.

Abt Müller⁷⁾ war's, Einsiedlerfürst,
Der kam nach Eglisau;
Bewundert, wie du denken wirst,
Zunächst des Landvogts Frau,

Die Kriegsanstalten und den Troß,
Des Landvogts Mut und Treu,
Doch kam er dießmal nur in's Schloß —
Zu essen einen Brey.

Sein Sohn⁸⁾, gekleidet als Husar,
Sagt: Papa, ei wie still!

⁷⁾ Marianus Müller von Aesch, Rt. Luzern, Fürstabt von 1773—1780.

⁸⁾ Nämlich der Sohn des Landvogtes, der spätere Ratsherr Ludwig Meyer von Ronau (1769—1841), damals 7jährig.

Ist dieß jetzt die Banditenschaar,
Die uns ermorden will...?

Ihm dankt der Fürst für's Kompliment,
Und trinkt dem Vogt ein's zu.
Der Vater schweert: Pok Sapperment!
Du dummer Junge du!

Nun merkt der Fürst das Possenspiel,
Das seine Ankunft gab,
Und weil der Spaß ihm wohlgefiel,
Spricht er, als er reist ab:

Herr Landvogt, höflich dank Euch ich
Für Eure Höflichkeit,
Ihr hat Euch g'halten ritterlich
Wie Friderich im Streit.

Daß nicht als Feind, als Räuber ich
Zu Euch kam, seht Ihr klar;
Ihr Schloß so rein, so jungfräulich,
Verlaß ich, als es war.

Der Landvogt, edlen Bornes voll,
Macht sogleich ein Mandat,
Daß keine Seele reden soll
Von seiner Heldentat.

Sonst warte auf ihn Turm und Loch,
Und Landvogts Ungnad sehr.
Zu Eglisau — schweert man mir doch —
Schwaßt man sint dem noch mehr.

Daß die Zürcher damals lachten, ist ihnen nicht übel zu nehmen, denn die — jedenfalls zum Schrecken des geistlichen Missetäters — wider alles Erwarten gelungene Mystifikation war zum Lachen. Der Landvogt selber scheint das Klügste getan zu haben, was er tun konnte: Zu schweigen und die Vogel'schen Bosheiten über sich hinweglaufen zu lassen. Aber — „Gott behüte uns vor unsern Freunden.“ Ein — we-

nigstens nach außen — allerdevotester Untertan meiner gnädigen Herren, der Goldarbeiter Hans Conrad Nabholz in der Schipfe, glaubte für den angegriffenen Magistraten in die Schranken reiten zu müssen und zwar auch auf dem Pegasus und nach der „Tellen-Melodie“. Er verbrach ein Gedicht von 45 Strophen, betitelt: „Das ausgenommene Vogelnest“, von dem wir aus Schonung für unsere Leser nur die letzten mitteilen wollen:

Wer Gott und Oberkeit recht ehrt,
Der spottet ihrer nicht,
Und wer der Wahrheit Stimme hört,
Der macht kein Spottgedicht.

Mit Abscheu und Verachtung wird
Des Spötter's Ram genannt,
Wenn seine volle Rachegier
Verleumdet den Regent.

Der doch großmütig stille schweigt,
Der Rache Schranken setzt,
In seinem Herzen überzeugt,
Daß Spott ihn nicht verlezt.

Daß er der höchsten Achtung wert,
Von Fürsten wird besucht,
Da man als klug ihn liebt und ehrt,
Auch wenn der Feind ihm flucht.

So ist nunmehr mein Wunsch erfüllt,
Der sich in mir erregt,
Mein Trieb zur Dankbarkeit gestillt,
Die Schmachschrift wiederlegt.

Nun konnte aber natürlich der Spott-Vogel abermals nicht ruhen und sich mit dem geernteten Heiterkeits-Erfolg begnügen. Er höhnte jetzt Kollege Dichter Nabholz aus, mit der höchst anzüglichen Insinuation, die Muse habe ihm zum Lohn für seine poetischen Schwernötereien versprechen müssen, bei allen mit ihr ebenfalls in einem Verhältnis lebenden Ratsmitglie-

dern (Landvogt Meyer hat vorher auch schon politisch-satyrische Verse gemacht!) für Nabholz um die längst ersehnte Ratsrednerstelle zu weibeln.

Wie lang man sich dann in Zürich noch weiter mit dem spassigen Ueberfall beschäftigt hat, läßt sich nicht feststellen. Mit der Jahrhundertwende verschwanden ja die Landvögte, und die beiden Dichter, wie wir noch hören werden, desgleichen. Aber nach einem halben Jahrhundert nahm ein zweiter zürcherischer Lokalhistoriker, der Pastetenbeck Joh. Conrad Voegeli zum Müllirad an der Stützihofstatt in seiner sechsbändigen handschriftlichen Geschichte der Stadt Zürich⁹⁾ den alten Faden noch einmal auf und bereicherte die Geschichte durch Mitteilung von Briefen, die ihm offenbar aus der Familie des Landvogts Meyer zugekommen sein müssen. Sie erklären und berichtigen manches und lassen die Hauptpersonen deutlich aus dem „durch der Parteien Haß und Gunst verwirrten“ Zeiturteil hervortreten. Gestützt darauf sowie auf eine Reihe weiterer nachkontrollierbarer Quellen scheint sich uns ungefähr folgendes Bild zu ergeben.

⁹⁾ Ueber den Verfasser haben Zweifel bestanden, die daher rührten, daß auch der Sohn des Obgenannten (1792—1847), Pfarrer in Schwamendingen und Benken (später Dekan), Joh. Konrad geheißen hat und Historiker gewesen ist. Der Beruf des Vaters findet sich auf den Titelblättern der Bände nirgends, und beim Uebergang der letztern aus der Hinterlassenschaft Prof. F. Sal. Voegelin's in den Besitz der Stadtbibliothek wußte niemand sicheren Bescheid. Weil damals nur der Sohn als Historiker (Herausgeber einer in 3 Auflagen erschienenen Schweizergeschichte) bekannt geblieben war, ist es begreiflich, daß er als Verfasser angenommen worden und dieser Irrtum dann auch in den Artikel über Dekan J. C. Voegelin in die Allg. Deutsche Biographie übergegangen ist. Herr Pfarrer Brassel hat ihn zuerst entdeckt, und genauere, gemeinsam mit den Bibliotheksorganen vorgenommene Untersuchungen haben die Richtigkeit seiner Vermutungen außer allen Zweifel gestellt. Leider ist über die Persönlichkeit des fleißigen und kenntnisreichen wirklichen Autors gar nichts bekannt, als daß er 1765 geboren, nach Aufgabe seines Berufes Zoller in Eglisau geworden ist, von wo er die zwei letzten, 1824 und 1826 beendeten Bände seines Werkes datiert hat, und wahrscheinlich 1828 bei seinem Tochtermann, dem Arzt Schaepfi in Embrach, gestorben ist. Seine Geschichtskenntnisse muß er sich ganz autodidaktisch erworben haben. Auf dem Titelblatt zum 1. Band sagt er, er habe die Materialien zu seiner Arbeit im Zeitraum von 15 Jahren zusammengebracht, was für einen Berufsmann wahrlich eine anerkennenswerte Leistung bedeutet.

Die wirkliche Persönlichkeit des Landvogts Hans Caspar Meyer von Rnonau (1737—1808) entspricht nicht der Karikatur, welche Vogel von ihm gezeichnet hat. Er war der Sohn des originellen Fabeldichters Hans Ludwig Meyer von Rnonau, Herr zu Weiningen und Oetwil, selbst witzig und eher satyrisch veranlagt, auch literarisch und künstlerisch interessiert. Mit einem jungen Verwandten, dem Sohn des Konstanzer Amtmanns Grebel, hatte er in seiner Jugend Privatunterricht bei Wieland erhalten, und seine Kenntnisse nachher durch einen Aufenthalt in Frankreich erweitert. Dann machte er auf dem üblichen Wege der jungen Staatsbürger, welche sich dem Staatsdienste widmen wollten, seine Lehre auf der Stadtkanzlei, gelangte 1768 in den Großen Rat, und erhielt 1771 die Landvogtei Eglisau zur Verwaltung. Daß er kein Simpel war, wie Vogel ihn darstellt, sondern eine „Persönlichkeit“ — vielleicht mit Ecken und Kanten, erhellt schon daraus, daß J. C. Lavater 1775, also ein Jahr vor dem „Sturm“, sein Portrait in die physiognomischen Fragmente aufgenommen hat.

Sein Sohn Ludwig, ein sehr unbefangener und mit der kommenden Staatsumwandlung sympatisierender Beurteiler, schreibt über den Vater in seinen Lebenserinnerungen: „Er besaß vorzügliche Anlagen und viele Kenntnisse, insbesondere auf dem historischen Felde; er war ein vorzüglicher Redner, durch einen schönen Vortrag dabei unterstützt, und hätte er es über sich gewinnen können, mit mehr Tätigkeit sich den Geschäften zu widmen, so wäre ihm, nach dem Zeugnisse aller seiner Bekannten, der Weg zu den ersten Staatsstellen offen gestanden. Komische und satyrische Gedichte gelangen ihm vorzüglich gut. Er hatte auch sehr viel natürlichen Witz und schnelle, gute Einfälle, die von Mund zu Mund gingen, aber dabei den Fehler, daß er solche witzigen Einfälle nicht unterdrücken konnte. Dies machte ihn — weil nichts weniger verziehen wird als Witz — Feinde, die noch zahlreicher gewesen sein würden, wenn man nicht seine Gutmütigkeit gekannt hätte.“ — Es ist eigentlich drollig, daß sich nun bei der Eglisauer Mystifikation ihm gerade dieser harmlos gemeinte Witz eines andern so übel mitspielen mußte. Uebrigens scheint der ganze Handel dem Ansehen Meyer's an maßgebenden Orten durchaus nicht geschadet zu haben. Nach Ablauf seiner Amtszeit in Eglisau ward er 1778 General-Inspektor der Infanterie und

1779 Mitglied des Kleinen Rats, in dem er bis 1798 verblieb. Er starb als ein stiller, von Schwermut bedrückter Mann im Jahr 1808.

Von seiner, ihm 1767 angetrauten Gattin, Anna Barbara von Orelli, geb. 1743, die Vogel auch in den Kreis seiner Scherze zieht, existiert ein Pastellbild, das sie als junge Frau in stattlicher, aber durchaus nicht stolzer Haltung darstellt, und es glaubhaft macht, daß sie dem Fürstabt von Einsiedeln — in allen Ehren — wohlgefallen habe.

Bonifaz d'Anethan, der schon ziemlich betagte Einsiedler Konventual, der seinem jüngern Freunde Meyer den Streich mit der Warnung vor einem Ueberfall gespielt hat, ist 1714 in Trier geboren, hat 1738 in Einsiedeln das Ordensgelübde abgelegt, an der dortigen Stiftsschule und später am Gymnasium in Bellinzona als Lehrer gewirkt, und zu wiederholten Malen geschichtliche und bibliothekarische Arbeiten für das markgräflich badische Haus ausgeführt. Für die Klosterschule hat er viele Komödien zu öffentlicher Aufführung gedichtet. Von 1754—1757 war er Beichtiger im Kloster Fahr, und ist dort in Beziehungen zu der grundherrlichen Familie Meyer von Knonau in Weiningen und durch sie zu Wieland getreten, der, wie bereits erwähnt, dem jungen Caspar Privatstunden gegeben hat. Er ist der „Pater Cajetan“ des Dichters in der „Euthanasia“, dem Frau von R. (Meyer von Knonau, geb. Hirzel, die früh verstorbene Gattin des Fabeldichters) zur Zeit ihres Todes in Bellinzona erschienen sein soll. Der Sohn Ludwig stellt die Richtigkeit dieser Erzählung allerdings in Abrede und läßt darin nur einen kleinen Nebenzug als Tatsache gelten. Von d'Anethan, den er mehrmals gesprochen hat, sagt er: Dieser sei ein aufgeweckter Mann gewesen, der aber eine Neigung für das „Geheimnistun und das Ungewöhnliche“ gehabt habe, was bei der „ungewöhnlichen“ Anmeldung des Einsiedlerbesuchs allerdings auch zutage getreten ist. 1765 ernannte die Kaiserin Maria Theresia d'Anethan zum Hofkaplan; 1796 zog er sich als Emeritus nach Pfäffikon, Kt. Schwyz, zurück, wo das Kloster Einsiedeln das Schloß noch heute besitzt, und starb dort 1797. Das Einsiedler Professbuch^{9a)} fügt am Schluß seiner Lebensdaten bei: „Er

^{9a)} P. Rudolf Henggeler in *Monasticon-Benedictinum Helvetiae*, Bd. III, S. 405 ff.

war lange der beliebteste unter allen Brüdern, sanftmütig (placidus) trotz strenger Sitten und auch im hohen Alter noch aufrecht an Seele und Leib.“

Von Voegeli erfahren wir nun auch das scherzhafte Vorspiel zur Schürzung des Knotens der Tragikomödie:

„Junker Landvogt Meyer“ — erzählt Voegeli — „wurde im Jahr 1776 nach Einsiedeln berufen, um vom Fürstabt das Lehen seiner Herrschaften Weinungen-Detweil zu empfangen¹⁰⁾. Starb nämlich ein Fürstabt, ging der Lehensträger mit Tod ab, oder der Besitz sonst in eine andere Hand über, so mußte das Verhältnis zwischen Lehens-Herr und -Träger durch einen neuen Treueid, der in Einsiedeln abzulegen war, bestätigt werden. Er machte während seines dortigen Aufenthaltes Freundschaft mit dem Großkeller (Oekonomie-Verwalter) Bonifaz d'Anethan. Beide übten sich, einander mit vielem Scherz zu unterhalten, bis Junker Meyer wieder abreisen mußte. Der Vater glaubte, seinem Freunde „noch etwas schuldig geblieben zu sein“, und ergriff nun, da der Fürst eine Reise ins Kloster Rheinau vorhatte und in Eglisau ein Mittagessen einzunehmen wünschte, die Gelegenheit, seinen Freund mit den etwas dunkeln Scherzworten auf den überraschenden Besuch vorzubereiten. In diesem Sinne sandte er ihm folgende Zuschrift:

„Die Hochschätzung, welche ich gegen Euer Hochwohlgeboren trage, fordert mich auf, diese Beilen an Sie abgehen zu lassen, und Sie zu warnen, daß dieselben auf den 21. April ihre Wachen verdoppeln und sich um den Mittag eines gähen Ueberfalls versehen, dann um diese Zeit wird es in Ihrer Residenz ganz unsicher sein. 18. April 1776. D'Anethan.“

Der Junker Landvogt dachte nicht mehr ans Scherzen, da die Zuschrift allzu ernsthaft schien, und noch überdies nicht lange Zeit vorher einige Mal zu Eglisau, Seglingen und Toekrieden während der Morgenpredigt Einbrüche, Feuereinlegen und Schiffplünderungen geschehen. Aus einem später noch zu erwähnenden Brief des Landvogts selbst seien hier gleich noch seine einläßlicheren Erklärungen beigelegt:

¹⁰⁾ Nach dem Geneal. Handbuch, Band III. hat die Lehensübertragung von Ludwig Meyer auf den Sohn Hans Caspar erst 1777 stattgefunden und es muß also der Besuch aus anderer Veranlassung geschehen sein, was natürlich weiter nicht von Bedeutung ist.



„An einem Sonntag geschah hier ein gewalttätiger Einbruch, und wurden 600 fl. Gulden entwendet, an einem andern wurde Feuer eingelegt; und da ich den Augenschein vornahm, so fehlte es sehr wenig, daß nicht die Flammen in eine Brunst verwandelt worden wären; erst vor wenig Wochen wurde ein nächtlicher Einbruch tentirt und nach meinen geschehenen Anstalten, die sehr scharf waren, kam einer meiner Angehörigen und sagte mir, er habe im Schwarzenburgischen (dem späteren Klettgau) gehört, diese Kerle hätten ausgesagt, wenn der Landvogt zu Eglisau so streng sein wolle, so werden sie wohl einmal den Anlaß bekommen, ihn selbst zu sehen.“ Dann fügt er noch bei: „Seitdem ich die Kinderschuhe abgelegt habe, fürchte ich mich nie, und verlache dieses.“

Voegeli fährt dann in seiner Erzählung fort: „Schleunig traf der Landvogt jetzt alle Verteidigungsanstalten, welche Herr Bürgermeister Heidegger, dem er Bericht erstattete, gut hieß.“

Nach Voegelis Bericht muß angenommen werden, es sei diesbezüglich ungefähr das geschehen, was Vogel geschildert hat, mit Ausnahme der Zutaten, welche von ihm offensichtlich „ad maiorem humoris gloriam“ aus eigener Erfindung beige-steuert worden sind. Warum dieser auf den Pfarrer von Glattfelden eine besondere Pique hatte, muß dahingestellt bleiben. Ebenso ist die Frage, wie sich der Schwiegervater Orelli und Bürgermeister Heidegger zu dem Eilbrief aus Eglisau eingestellt haben, nicht mehr zu lösen. Orelli muß ein sehr gescheiter, allgemein angesehener Mann gewesen sein, scheint aber trotzdem den spaßhaften Hintergrund des Alarms auch nicht gewittert zu haben; sonst hätte er nicht den obersten Magistraten um 5 Uhr morgens aus dem Bett getrommelt. Den Bürgermeister betreffend widersprechen sich die Angaben; von Moos und Voegeli erklären aber übereinstimmend, er habe Meyers Maßnahmen gebilligt, und ersterer gibt auch ganz bestimmt an, der geheime Rat sei auf Sonntag zur Behandlung der geheimnisvollen Angelegenheit einberufen worden. Der strikte Beweis ist nicht zu erbringen; das von dieser Behörde geführte Protokoll (Staatsarchiv Zürich, B II, 1072 u. 1074) schweigt sich darüber aus, und die Mitglieder werden sich wohl gehütet haben, über eine allfällig gewaltete Verhandlung nachher, als die Mystifikation publik geworden war, etwas durchsichern zu

lassen. Daß sie am Montag über den „Reinfall“ ihres Freundes — oder Feindes — in Eglisau ebenso herzlich gelacht haben werden, wie die gewöhnlichen Bürger, ist menschlicherweise anzunehmen.

Gegen den Verfasser der despektierlichen anonymen Verse, den Maurermeister Vogel, scheint nichts verfügt worden zu sein; zufällig ist aber über diesen Mann nach langer Vergessenheit in letzter Zeit einiges veröffentlicht worden, das auf seine Stellung zum „Regiment“ etwas Licht wirft.

Voegeli erledigt ihn (1826) kurzerhand mit dem scharfen Urteil: „Unbescheidene, niedrige Spötter erlaubten sich, den getäuschten, sonst sehr klugen Junker durch höhnische Lieder lächerlich zu machen. Ein solch loser Spötter war Maurer Vogel, der als alter Lump während oder zu Anfang der Revolution eine Rolle spielte.“ Auf welche Tatsachen sich diese nicht gerade schmeichelhafte Charakteristik stützen konnte, war zunächst nicht findbar. Im Neujahrsblatt der Antiquarischen Gesellschaft für 1933 nennt ihn der Verfasser, Dr. Hans Hoffmann — in ganz anderem Zusammenhang — einen nicht ganz unbedeutenden Vertreter der klassizistischen Baukunst in Zürich und belegt diese Würdigung durch Wiedergabe einer Reihe durch ihn ausgeführter Bauten und Pläne. Im Jahr 1744 geboren, hat Vogel, nach vollendeter Lehre bei seinem Vater, drei Studienjahre in Rom verbracht, und zwar anfangs unter Anleitung von Winkelmann, an den er von dessen Zürcherfreunden empfohlen worden war und sich dann 1766 in Zürich etabliert. Sein Tätigkeitsgebiet in der damals noch kleinen und wenig baulustigen Vaterstadt mag ihm wohl etwas eng erschienen sein. Bei den paar Staatsaufträgen, die ihm zufielen, scheint sein praktisches Können nicht ganz befriedigt zu haben; er kam in Konflikte mit den Behörden, erlitt auch Verluste bei der Ausbeutung eines Steinbruchs in Bollingen und schloß sich offenbar bald als Unzufriedener der im Stillen wachsenden Opposition gegen das ancien régime an, das ihm natürlich Verhöhnungen, wie er sie gegen den Landvogt Meyer losgelassen hat, auch nicht vergessen haben wird. In den 90er Jahren verlegte er seinen Wohnsitz nach Paris, trat 1798 in den Dienst der helvetischen Regierung und erscheint als „Chef des Baudepartements“ kurze Zeit in den helvetischen Akten. Er scheint sich für die Wahl Zürichs als Sitz der Zentralregierung

eingesetzt zu haben und hat Pläne für den Umbau des Zunfthauses zur Zimmerleuten für ein Versammlungsgebäude der helvetischen Tagsatzung entworfen. Vom Verschwinden der Helvetik an bis zu seinem 1808 erfolgten Tode weiß man nichts mehr von ihm. Nahe läge, anzunehmen, das scharfe Urteil Voegeli's sei lediglich als später Nachklang der erbitterten Parteigegensätze einer frühern Zeit zu bewerten. Dies scheint aber doch nicht ganz zuzutreffen. 30 Jahre nach Vogel's Aufenthalt in Rom schreibt der dort ebenfalls zum Studium der Architektur weilende Hans Caspar Escher aus dem Felsenhof (der Neumühle-Escher), also ein politisch unvoreingenommener Zeuge, an seinen Vater in Zürich, der ihm die Notwendigkeit einer praktischen Ergänzung seiner Studien nahegelegt hatte:

(2. März 1796.) „Sie befürchten, daß ich mich zu sehr in die Theorie der Kunst vertiefen und darüber die so notwendigen Kenntnisse vernachlässigen werde, und so etwa ein Nachfolger der Orelli (?), Werdmüller¹¹⁾ und Vogel werden könnte. Dazu käme es mit mir auch bei einem zehnjährigen Aufenthalt in Rom nicht. Die beiden Erstern verdienen, glaube ich, kaum den Namen eines Architekten, und, was Vogel betrifft, so wissen Sie vielleicht freilich nicht, daß er zwei Drittel seines hiesigen Aufenthaltes im Caffé, Wirtshaus, Strada Frattina(?) und im Arrest zugebracht und nur ein Drittel zum Arbeiten angewandt hat. Wundern Sie sich nun, wenn Kirchengewölbe einstürzen?“

Das erklärt nun vieles und vor allem auch die Tatsache, daß Vogel nach dem Zusammenbruch der Helvetik den Rückweg zu seinem, offenbar von Anfang an unsolid fundierten bürgerlichen Beruf nicht mehr gefunden hat und verschollen ist.

Das schlimmste Ende hat übrigens Vogel's Widerpart in dem „Sängerkrieg“ um den Ueberfall zu Eglisau gefunden. Keller-Escher vermerkt in seinem Genealogischen Promptuar zum Namen des Goldschmieds Nabholz:

„Geboren 1743, Ratsprokurator 1781. Nach seinem 1802 erfolgten Tode kamen viele Betrügereien zutage. Ward auffällt und sein Name als der eines Erzbetrügers am 6. April

¹¹⁾ Wahrscheinlich spielt Escher auf den 1777 unter allgemeinem Befremden zum Bauherrn ernannten Joh. Werdmüller (1725—1801) an, den Erbauer des Muraltens-Gutes. (Siehe Hans Schulthess, Kulturbilder aus Zürich's Vergangenheit.)

durch den Scharfrichter eine Stunde lang ans Halseisen gehftet (!)¹²⁾ Hier hat also die Komödie ins Tragische umgeschlagen.

Von den beiden Hauptpersonen des „Sturms im Glas Wasser“ dürfen wir in freundlicherer Weise Abschied nehmen. Daß der Herr Landvogt bei denen, die ihn näher kannten, an seiner Ehre durch den mit ihm getriebenen Scherz nichts eingebüßt hat, wissen wir bereits. Wie ihm der fatale Lapsus hat passieren können, hinter der doch auffällig kurzen und jedes näheren Aufschlusses ermangelnden Verrier-Meldung seines geistlichen Freundes nicht gleich den „Schalk“ zu wittern, ist allerdings schwer zu verstehen, wird aber wenigstens zum Teil durch den am Schluß mitgetheilten Brief erklärt. Was der Hauptsünder d'Anethan von seinem geistlichen Obern zu hören bekommen hat, möchte man wohl wissen, weiß es aber nicht. Einem jüngern Konventualen wäre wahrscheinlich — figürlich gesprochen — die Rutte nicht übel ausgeklopft worden. Aber mit einem ältern geistlichen Herrn und Hofkaplan mußte wohl etwas diskreter verfahren werden.

Und was für einen aufgeregten und gesalzenen Brief wird wohl der so empfindlich blosgestellte Landvogt Meyer dem Sünder geschrieben haben? Voegeli hat — zweifellos aus der Familie des Getränkten selbst — das Schreiben an d'Anethan zu lesen bekommen und es am Schlusse seines Berichtes wortwörtlich kopiert. Um auch den unsrigen versöhnlich ausklingen zu lassen, wollen wir wenigstens die hübschesten Sätze daraus hier wiedergeben.

„Wenn ich das Freudige und das Widrige, welches aus Euer Hochw. unterm 18. April an mich erlassenen Schreiben entstanden ist, in die Wagschaale lege, so überwiegt die Freude. Ein beruhigender Umstand für Euer Hochw.

Nemlich, wenn den 20. huius des Abends dero Schreiben nicht erhalten, so wären meine Gemahlin und ich abwesend gewesen, und wenn dieses begegnet wäre, so wäre ich wirklich untröstlich gewesen, wann der Beste, der Liebenswertigste Fürst mich mit einem Besuch hätte beehren wollen und ich diesen so sehnlich gesuchten Anlaß verfehlet hätte. Ich gestehe

¹²⁾ Daß er, wie Keller noch angibt, 1781 auch einhellig Zwölfer der Zunft zur Schuhmachern geworden sein soll, muß auf einem Irrtum beruhen.

denenselben aufrichtig: Nach meiner Denkungsart und nach meiner Verehrung, welche ich Ihro fürstlichen Gnaden entgegenbringe, hätte mich ein solcher Vorfall, meinem cholerischen Temperament gemäß, krank gemacht. — Jetzt wollen wir auch das „Widrige“ sehen. Liebster, bester und verehrungswürdigster Freund! Sie haben mich in eine Situation gesetzt, daß ich vor Mattigkeit kaum mehr im Stand wäre, meinen geliebtesten Fürsten zu empfangen, wenn schon dero Schreiben der gesegnete (sic!) Anlaß war, nicht wegzureisen, sondern an Ort und Stelle zu bleiben.“ ... (Hier folgt die schon oben benützte Mitteilung über die um Eglisau begangenen Untaten, mit denen er den geplanten Ueberfall in Verbindung bringen zu müssen glaubte)....

„Auf alles dieses bekomme ich von Euer Hochw. ein Schreiben, meine Wachen zu verdoppeln, mich vor einem gähen Ueberfall zu bewahren, weilen es in meiner Residenz unsicher seyn werde! Da ich nun auf der Grenze bin, da mir wieder-mahlens die standhaftigsten Nachrichten von dergleichenden vagirendem Gesindel gegeben worden, da ich als regierender Landvogt auf jedes Avis die genaueste Bemerkung machen und meine Herrschaft sicher stellen muß, so stellte ich mir bei oft wiederholter Lesung des Schreibens vor, es rühre dieses (nämlich d'Anethans Kenntnis von dem geplanten Ueberfall) von der Beicht her; es werde etwa in den benachbarten Orten Feuer eingelegt werden, und wann der Landvogt dem Feuer zugeritten und Eglisau von der Mannschaft entblößt wäre, so seye es auf einen Streich auf das Schloß abgesehen. Homo publicus & privatus sind zwey sehr verschiedene Dinge. Währe ich in dem zweiten Fahl gewesen, so hätte ich den Spaß verstanden, aber da ich dermalen in dem erstern Fahl bin, so sahe ich dero Schreiben außerordentlich ernsthaft an.“

... (Hier folgt die Aufzählung der getroffenen Maßregeln, die uns aus dem Vogel'schen Gedicht — in Vogel'scher Beleuchtung — schon bekannt sind)...

„Da ich nun am Morgen in dem Hof auf und abgienge, die Stirne rieb, klug werden wollte, und alle Augenblicke die Copie dero Schreiben aus dem Sack zog, da trat die fürstliche Liverey von Einsiedeln vor mich. Da war das Rätsel aufgelöst, und ich merkte alles. In der Ungeduld sagte ich — sie werden es mir verzeihen, mein liebster d'Anethan — warum

haben Sie mir den Freundschaftsdienst nur halb gethan? Wo ist nun ein Mittagessen, das meines theuersten Fürsten würdig wäre? Und wenn ich Sie in demselben Augenblick hier gehabt hätte, Gott sey mir gnädig! ich hätte Sie auch auf die Hauptwache führen lassen. Dafür aber segne ich Sie immer und werde es denenselben nie vergessen, daß ich zu Hause geblieben bin. . . . Der Fürst weiß alles. Wir konnten es demselben nicht verschweigen, als wir in Rheinau waren¹³⁾, und auf sein fürstliches Wort hin sagte ihm meine Gemahlin den Namen des geliebten Schreibers, daß nämlich Euer Hochw. nicht die mindeste Ungnad zu befahren haben; und als ein getreuer Anwalt vereinigte ich meine Bitte mit der ihrigen. Euer Hochw. sehen also, daß es wohl der Mühe werth wäre, dero Freunde in Eglisau selbst einmal zu besuchen.“

Konnte ein Mann „von cholericem Temperament“ feurigere Kohlen auf das tonsurierte Haupt seines Beleidigers sammeln?

¹³⁾ Die Behauptung Vogels, das Söhnlein habe beim Mittagessen in Eglisau die Sache ausgebracht, erweist sich also auch als aus den Fingern geflogen.

Erklärung der Illustrationen.

1. Das Landvogteischloß in Eglisau. Verkleinerte Wiedergabe einer im Besitz der Zürcher Zentralbibliothek befindlichen Tuschezeichnung eines nicht mit Sicherheit zu bestimmenden Künstlers vom Ende des 17. oder Anfang des 18. Jahrhunderts. Sehr wahrscheinlich Entwurf für die Innendekoration einer Trinkschale oder einen andern Biergegenstand. Das kleine Blatt zeigt die landvögtliche Behausung wahrscheinlich ziemlich genau in dem auch für das Jahr 1776 noch geltenden Zustand.

2. Amüsanter Gouache-Bildchen, welches dem Verfasser freundlichst von Frau Prof. Gerold Meyer v. Knonau zur Reproduktion im Zürcher Taschenbuch überlassen worden ist. Es stellt die beiden Töchter des Sackelmeisters und spätern Bürgermeisters Heinrich v. Orelli dar — Anna Barbara, verehlt. Meyer v. Knonau (rechts) und Susanna, verehlt. Fueßli (links) — mit ihren Ehegatten, Caspar Meyer v. Knonau (links) und Zunftmeister Wilhelm Fueßli (rechts), später Nachfolger seines Schwagers in der Landvogtei Eglisau und Urgroßvater des Malers Wilhelm Fueßli. Sie sind dargestellt in und neben einem Gartensäälchen des v. Orelli'schen Hauses zur Stelze (jetzt Nr. 11) im Neumarkt. Ein Beiblatt mit lateinischer Dedikation lautet:

Icones istas natarum,
a quarum ore et patris et matris in nos refulget amoenitas,
socero optimo
ipsius nominalibus III, iduum Julii, laeti, omni, qua par est, mentis devotione, in pietatis monumentum consecrant, dedicant
MDCCLXXIII.

(sig.) Casparus Meyer de Knonau.
Wilhelmus Fueßlinus.

(Diese Bildnisse der Töchter, in deren Antlitz sich die Freundlichkeit von Vater und Mutter widerspiegelt, widmen und überreichen ihrem überaus guten Schwiegervater an dessen Namensfest, dem 13. Juli, freudvoll und mit vollkommen ebenbürtiger Verehrung als Denkmal der Pietät (1773).

Die eigenhändigen Unterschriften).

Das — während der Amtsdauer C. Meyers in Eglisau gemalte — Bildchen ist am Fuß des rechten Quader-Ecks gezeichnet: „Werdmüller pinxit“, und rührt ohne Zweifel von dem im Schweiz. Künst.-Lex. erwähnten Maler Joh. Heinr. Werdmüller von Zonen (1742—18..) her. Die Damenbildnisse sind auf besondere Blättchen gemalt und in die Fensterrahmen eingeklebt.

Prof. G. Meyer von Knonau hat auf der Rückseite des Familienbildchens die Notiz beigefügt: „Gemalt im Hause des v. Orelli'schen Hauses zur Stelze im Neumarkt.“ Ein Augenschein an Ort und Stelle hat ergeben, daß der Garten — wenigstens zum Teil — noch besteht, und der Müller'sche Stadtplan von 1778/83 läßt auch die ganze alte Anlage noch erkennen. Gartensäälchen, Neptun und architektonische Gartendekoration aber sind verschwunden.